

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Heimlich verlobt

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Heimlich verlobt.

Der Schnellzug war soeben in den Bahnhof eingelaufen, aber nur einige wenige Reisende entstiegen dem Zuge, der als bald wieder weiter raste — immer dem fernen, fremden Osten zu! Unter denen, die ausgestiegen waren, befand sich ein junger Mann, der sich neugierig und etwas verwundert auf dem kleinen Bahnhofe umschaute; aber weltgewandt, wie er war, befand er sich bald darauf in einer der altmodischen



Droschken, die hinter dem Bahnhofgebäude standen, und fuhr der Stadt zu.

Einhundertundzwanzig Meilen weit kam er her; fast anderthalb Tage war er ohne Unterbrechung gefahren, und nun zog er an einem schönen, warmen Sommernachmittage, das Gepäck vor und neben sich, in diese Stadt ein, die ihn auf Jahre und Jahrzehnte hinaus beherbergen sollte. Im gemächlichen Trabe ging es die Bahnhofstraße dahin nach der Stadt zu und dabei an zahlreichen Fußgängern vorüber.

„Das sind sie, in deren Mitte ich nun treten soll,“ so dachte unser Ankömmling für sich, „heute bin ich ihnen allen fremd; bald aber kennt mich vielleicht jeder von ihnen! Der eine Graubärige dort mit dem eleganten weißen Cylinder ist vielleicht mein hoher Chef in eigener Person, und mit den beiden etwas mager geratenen Mädchen, die er zur Seite hat, tanze ich gar schon auf dem nächsten Balle meine Pflichttänze.“

Netzt ging es über eine lange hölzerne Brücke hinweg, dann noch über zwei kleine eiserne Brücken — an Brücken und Wasserläufen schien hier kein Mangel zu sein — und schließlich durch ein enges Thor hindurch in die Altstadt hinein. Bald hielt der Wagen vor dem Gasthaus, dem ersten der

Stadt; der Hausdiener, einige Kellner und der Wirt sprangen herbei; das Gepäck wurde abgeladen und der Gast auf sein Zimmer geleitet. Hier war es freilich recht ungemütlich; Ofen, Wände und Möbel waren eiskalt, die Luft noch dumpfig und abgestanden. All die hundertundzwanzig Meilen entlang, die er mit dem Schnellzuge durchmessen, hatte das Land lachend vor ihm gelegen, nicht als ob es ihm fremd sei — nein, verführerisch und verheißungsvoll, als ob es ihn freundlich einladen wollte, doch zu ihm zu kommen. Da hatte der Gedanke, daß er so weit weg von der Heimat in die Fremde ging, ihn weiter nicht gedrückt.

Erst jetzt, wo er hier im dumpfen Gasthospizimmer stand, überkam ihn plötzlich, und nun um so stärker, das Gefühl voller Fremdheit, die Sehnsucht nach seinem so gemüthlichen Stiebelzimmer in Muttters Hause mit ach! dem schönen, breiten Rußbaum davor. Ja, jetzt kam wirkliches, echtes Heimweh über ihn!

Der Kellner erschien mit dem Fremdenbuch und bat ihn um Einzeichnung von Namen und Stand. Kaum hatte derselbe nun seine neugierigen Blicke auf die noch nasse Schrift geworfen, da machte er einen halb vertraulichen, halb ehrfurchtsvollen Krachfuß und sagte: „Ach, der Herr werden schon seit einigen Tagen erwartet.“

„Wieso?“ fragte unser Fremdling etwas überrascht, „was wissen Sie davon?“

„Nun ja,“ erwiderte der Kellner, „die Herren speisen ja alle bei uns zu Tisch, und so ist schon seit einigen Tagen die Rede davon, daß der Herr am Ersten hier eintreffen würden.“

Das klang unjerm Fremdling gar vertraut und verscheuchte sein Heimweh. Er sah, er war bereits erwartet; der Kreis von Beamten, dem er angehörte, öffnete sich ihm, bevor er noch da war.

Am Abend seiner Ankunft blieb er aber trotzdem noch einsam an einem abgeordneten Tische des großen Gastzimmers sitzen und gab sich denen, die drüben am runden Stammtische gar fröhlich beisammen saßen, nicht zu erkennen; aber schon am nächsten Abend, nachdem er tagsüber seine ersten Besuche gemacht, saß er mitten unter ihnen am selben runden Tische und fühlte sich da so wohl, als säße er schon seit Jahren am gleichen Platze.

Es war nicht zuviel gesagt gewesen, wenn man ihm daheim die so fernab gelegene Stadt als ein zwar etwas sonderbares, aber doch recht gemüthliches kleines Nest geschildert und ihm einen angenehmen Aufenthalt vorhergesagt hatte. Bald trat aber noch etwas ganz Besonderes in der Gestalt der Tochter seines hohen Vorgesetzten hinzu. Es war dies ein ausnahmsweise schönes Mädchen, etwas über Mittelgröße, mit prächtiger aufrechter Haltung, und dabei von einer bestrickenden Anmut in allen ihren Bewegungen. Man begriff nicht, wie dieses Ideal eines Mädchens die Tochter eines solchen formlosen Knirpses von Vater sein konnte! Etwas mehr Übereinstimmung fand sich zwischen ihm und seiner

jüngeren Tochter, dem Sprößling einer zweiten Ehe, einem armen, verwachsenen Kinde, das um so mehr zu bedauern war, als sie — gleich der älteren Schwester — den frühen Tod der Mutter zu beklagen hatte. —

„Tochter eines Vorgesetzten“ zu sein, ist gerade kein besonders glücklicher Umstand, denn gleich dem reichen Mädchen, das da fürchten muß, nur seines Reichthums wegen begehrt zu sein, droht solcher Tochter eines hohen Vorgesetzten das Geschick, nur um des gestrengen Herrn Vaters willen umworden zu werden. Aber auch für den jungen unverheirateten Mann ist es ein mißliches Ding um die Tochter seines Vorgesetzten. Ist er lebenswürdig gegen sie, dann kann ihm wohl vorgeworfen werden, er suche sich damit die Gunst seines Vorgesetzten zu erschleichen; beachtet er sie dagegen gar nicht, um sich solchem Verdacht nicht auszusetzen, dann kommt er in die Gefahr, für ungeschliffen zu gelten. Hier den richtigen Mittelweg einzuschlagen, ist schwer; schwer wenigstens für den, der sich allein von kalt überlegender Klugheit und nicht vom unbewußten Gefühl für das Richtige leiten läßt, jenem Gefühl, welches freilich auch nichts anderes ist als die unbewußt gezogene Summe unendlich vieler verständiger Überlegungen.

Unser Fremdling, wenn er auch, was Verstand anbetrifft, wahrlich nicht zu kurz gekommen war, gab in solchen Fragen mehr auf das Gefühl als auf die Schlüsse kühl abwägenden Verstandes, und so fand er leicht für den Verkehr mit der Tochter seines Vorgesetzten den richtigen Ton. Während der eine Teil seiner Kollegen vor ihr liebebedienersch zu kriechen schien, kehrte ihr der andere beharrlich den Rücken. Nun konnte es freilich nicht besonders auffallen, daß gerade erstere Sorte die weniger Tüchtigen waren, denn diese werden immer Schleichwege suchen, um vorwärts zu kommen. Dennoch war die ganze Art, in welcher auch die Tüchtigeren mit ihr verkehrten, der ganze Ton, in dem sie von ihr sprachen, so ausgesprochen abweisend, daß es jedem, der etwas kühleren Herzens als unser Fremdling es war, sofort auffallen mußte. Da mußte unbedingt noch etwas mehr dahinter stecken als die bloße Furcht, als Streber zu erscheinen, daß auch die Tüchtigen sich so beharrlich abseits von ihr hielten! Jrgend ein Ereignis, von dem er nichts wußte, mußte bis hierher seine Schatten werfen, sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß eine so ansehnliche Zahl immerhin netter und wohlzogener Männer sich so unverhohlen abstoßend gegen die Tochter ihres Vorgesetzten zeigte.

Ganz im Anfange, auf der ersten großen Gesellschaft, die in dem Hause selbst gegeben wurde und wo sie sonst mustergültig die Dame des Hauses darstellte, war ihm auch wirklich der flüchtige Gedanke gekommen, daß hier etwas nicht richtig sei. Er hatte nach den Gründen dafür vorsichtig geforscht, aber nur ausweichende Antworten erhalten. Dies war aber, wie gesagt, noch ganz im Anfange, als er

frisch in diese Verhältnisse eintrat und noch ein Auge für die Seltsamkeit derselben besaß. Sehr bald ging ihm in der heftigen Leidenschaft, die ihn unversehens ergriffen hatte, das ruhige Urtheil über alles, was sie betraf, verloren.

Wie war das nur so rasch gekommen?

Ja, wer soll das wissen! Ihre blendende Schönheit, ihre liebenswürdige Anmut werden wohl den ersten Stoß gegen sein Herz vollführt haben. Aber dies allein konnte es nicht sein, denn es mangelte in der Stadt nicht an Schönheiten. Vielleicht war es gerade die Zurücksetzung, die sie sonst erfuhr, welche ihm, dem warmen Menschenfreunde, vorerst Aufmerksamkeit, dann Theilnahme, zuletzt aber die Liebe abrang. Vielleicht lag es an ihrer ruhigen, freundlichen und würdevollen Art, in der sie diese offenbare Zurücksetzung ertrug. Vielleicht war es endlich aber auch der Umstand, daß sie schon in den ersten Gesprächen miteinander entdeckten, daß sie beide einen und denselben, von hier so weit abgelegenen, ihnen beiden gleich teuern Ort kannten. Ihr lag dort das treue Mutterherz begraben; er aber hatte einstmals einige glückliche Ferientage da verbracht.

Wie ging da sein Herz auf, als er hier in der Fremde, so weit ab davon, jemand traf, der nicht nur von diesem selben Orte — dem Ideal seiner Kindheit — wußte, nein, jemand, der so wie er selbst jedes Haus, jeden Weg, jeden Baum zu beschreiben mußte — ja, der gleich ihm an dem kleinsten Stücke von all dem mit allen Fibern des Herzens hing! Auch den ihr so teuern Kirchhof des Ortes kannte er sehr gut; hatte er ihn doch mit anderem einstmals in sein Skizzenbuch gezeichnet. —

Als mit ihr die Rede auf dies Skizzenbuch gekommen war, hatte er versprochen, es ihr vorzulegen; denn wohl hatte sie sich seit Jahren danach gesehnt, einmal diesen Ort zu besuchen oder doch wenigstens ein Bild davon zu erhalten, aber der Vater hatte sie dann immer — wie sie in der Erregung etwas unvorsichtig verriet — heftig angefahren; so hatte es bei ihrer stillen Sehnsucht danach bleiben müssen. Nun hatte er das Buch hier nicht zur Hand; bewahrte den Schatz doch sein Mütterchen daheim sicher auf. Er schrieb darum; aber merkwürdigerweise kam das Buch nicht; ja, die alte Frau schwieg sich sogar hartnäckig darüber aus, weshalb sie es nicht sandte; es schien so, als vermöchte sie sich selbst davon nicht zu trennen. Endlich, nachdem er wiederholt gemahnt, langte das Buch an. Klopfenden Herzens nahm er es vom Briefboten in Empfang; er befreite es von seiner Hülle und vertiefte sich dann in die freilich mehr gut gemeinten als künstlerisch vollendeten Skizzen. Da lag es vor ihm, jenes Ortes, der Schauplatz so glücklicher Tage; da auch die Kirche, dies kleine unscheinbare Holzkirchlein, von hohen Bäumen ganz überragt; ein dürftiger Bretterzaun umschloß den zugehörigen Friedhof, einige wenige Grabhügel ragten hie und da aus dem Boden heraus. Deutlich trat ihm dies

alles aus diesen Blättern vor die Seele. Die Gegenwart versank ihm, er war wieder der Knabe von damals, der die Sorgen und Schmerzen des Lebens noch nicht kannte; er war von der Gegenwart nicht gedrückt und von der Zukunft nur das Schöne und Gute erwartend.

Lange saß er so, den vergangenen Zeiten nachsinnend. Es wurde ihm schwer, sich von dem Buche loszureißen; erschien es ihm doch wie ein Talisman, mit der Kraft begabt, ihm auf immer die Gedanken rein und edel zu erhalten. Nun sollte er sich davon trennen! Er hatte es ihr doch allzu leicht hin zugesagt; aber was er zugesagt, mußte er auch halten. So nahm er das Buch, schlug es sorgfältig ein und machte sich auf den Weg zur Wohnung seines Vorgesetzten. Er hätte das Buch wohl auch durch irgend jemand senden können, aber er fürchtete, es könnte nicht richtig abgegeben werden und verloren gehen. So ging er selbst, es hinzutragen; er wollte es jedoch nur der Dienerschaft abgeben, sich versichern, daß es ihr, für die es bestimmt, wirklich übergeben sei, und alsdann wieder gehen. Aber es kam anders, denn als er fragte, ob das Fräulein zu Hause sei, rief man dieses selbst gegen seine Absicht herbei.

„Ich bringe Ihnen das Buch, Sie wissen, das Skizzenbuch, das Sie von mir wünschten,“ sagte er und hielt ihr das Buch hin.

„O, das ist ja herrlich,“ entgegnete sie erfreut, „bitte, kommen Sie doch herein; Sie müssen mir die Bilder erklären.“

Zögernd, wenn auch gern, folgte er dieser Anforderung; aber das Herz klopfte ihm so gewaltig wie noch niemals.

In einem der Hinterzimmer, wo die Fenster nach einem kleinen saubern Garten hinausgingen, nahmen sie Platz. Hier saß die jüngere Schwester, das arme, schwächliche Stiefschwesterchen, an einem Pulte und arbeitete an ihren Schulaufgaben. Sie selbst hatte das Skizzenbuch, das er ihr gebracht, noch immer in den Händen. Jetzt legte sie es auf den Tisch, nachdem sie vorher einen prüfenden Blick auf die Tischplatte geworfen, ob sie auch sauber sei; dann knüpfte sie mit ihren wohlgepflegten Fingern die Schleife, die es zusammenhielt, sorgsam auf; hierauf klappte sie das Buch behutsam auseinander, sah, daß sie es verkehrt aufgeschlagen hatte, und wandte es um, ruhig, bedacht, all dies ohne Hast verrichtend, und doch leuchtete das Interesse daran aus jeder einzelnen ihrer Bewegungen warm heraus. Strahlenden Auges sah er alledem zu. Seinem Herzen that es unendlich wohl, den Schatz, den er aus der Kindheit sich gerettet, so sorgfältig, so liebevoll behandelt zu sehen, und um so lauter schlug sein Herz derjenigen entgegen, die von diesem Schatz jetzt Besitz genommen.

Die ersten Blätter enthielten noch ganz unbeholfene Bilder, Darstellungen aus dem Heimatorte des Zeichners; dann kamen bunt bewegte Bilder von der Wachtstube und vom Erzerzierplatze. Weiter folgten Skizzen, die in schönen Sommertagen, in

Ferientagen aufgenommen waren: eine einsame Mühle, fast verdeckt unter üppigem Baum- und Strauchwuchs; verfallene Burgen, die auf steilen Klippen weithin in das Thal des schönen Stromes schauten; eine einsame Kapelle, zu der eine kleine Zahl Wallfahrer emporkam, und Ähnliches mehr. Wie schön war es für ihn, alles, was diese Bilder andeuteten, nochmals durchleben, ihr es erklären und schildern zu können! Sein ganzes Leben trat ihm an der Hand dieser Bilder und ihrer Erklärung in einem kurzen und doch durchaus klaren Abriss vor die Seele, und auch vor ihr, der aufmerksamen Zuhörerin, lag es — dank der gleichzeitigen Schilderung durch Wort und Bild — so klar da, wie gewiß noch nie das Leben eines Mannes vor ihr gelegen hatte. —

Jetzt erschien auf einem besonderen Bilde, zwischen steilen Ufern qualmend dahinsteuern, das kleine Dampfboot, das ihn einstmals nach jenem weltabgelegenen Badeorte, den sie beide so gut kannten, gebracht hatte; und die letzten Blätter enthielten Bilder jenes Ortes selbst. Da lag es, eng im Thal zusammengedrängt, die wenigen Häuschen unter Baumkronen ganz verkröhen; nur der Kirche Spitze ragte halb daraus hervor. Nun noch ein Bild: das Wirtshaus „zur Post“, wo die Badegäste abzustiegen und zu wohnen pflegten — ach, alles erkannte sie bebenden Herzens; denn, wenn auch unbeholfen gezeichnet, war doch alles mit dem Auge liebevollen Interesses gesehen und wiedergegeben, genau so, wie alles ja auch in ihr Gedächtnis eingegraben war.

„Jetzt nur noch ein Blatt,“ sagte er. Sie schlug das Blatt um, und vor ihr lag das Bild der Kirche selbst.

„Ja, sie ist's, ganz wie sie in Wirklichkeit da steht,“ rief sie aus, als sie kaum einen Blick darauf geworfen. Dann sah sie genauer hin, als wollte sie sich mit ihrem Blicke ganz in das, was sie sah, versenken; wortlos starrte sie darauf hin; dann aber warf sie laut ausschluhzend beide Arme über das Bild und barg weinend ihren Kopf in den Händen.

Tief ergriffen sah unser Freund dies mit an, stand es doch ihm selbst feucht in den Augen. Schweigen herrschte eine Zeit lang in dem kleinen Zimmer; nur das Kriskeln eines Schieferstiftes war vom Pulte her ab und zu vernehmbar. Endlich hob sie ihren Kopf, trocknete die Thränen und sagte: „O, wie getreu dies alles ist! Sehen Sie, dies ist das Grab meiner Mutter!“

Dabei wies sie mit dem Finger auf ein Grab hin, das dicht am Eingange, abgefordert von den übrigen lag.

„Wie?“ rief er jetzt erschreckt, „dies soll das Grab Ihrer Mutter sein! Das ist ja nicht möglich, das ist ja das Grab einer . . .“

„Sprechen Sie es nur ruhig aus,“ sagte sie unter erneuten Thränen, als er stockte, „scheuen Sie sich nur nicht zu sagen, was ja alle von ihr sagen! Ja, ja, abseits vom Eingange, ohne Segen ist sie verscharrt worden, denn die Leute sagten, sie hätte

selbst Hand an ihr Leben gelegt. Ich weiß nicht, ob es so war; der Vater leugnet es. Es ist ja auch gleich; das Traurige ist, daß sie überhaupt da liegt und nicht mehr unter uns weilt. Ja, fast freut es mich jetzt, daß man sie damals so abseits gebettet hat, denn so konnte ich doch hier auf dem Bilde das Grab um so deutlicher als das ihrige erkennen.



„Sehen Sie, dies ist das Grab meiner Mutter.“

D,“ fuhr sie fort, indem sie in der Erregung seine Hand ergriff, „wie bin ich Ihnen dankbar für dieses Bild! Aber nun thun Sie noch ein übriges und geben Sie mir es zu eigen. Lassen Sie mich es aus dem Buche herauslösen und geben Sie es mir.“ Sie nahm rasch eine Schere zur Hand, aber er wehrte ihr ab und weigerte sich, das Bild zu geben, indem er voller Besorgnis nach dem Buche griff.

„Doch, doch,“ wiederholte sie dringend, seine Hand abwehrend, „Sie müssen es mir geben. Was kann Ihnen an dem Bilde liegen?“

„D,“ sagte er, „es liegt mir sehr viel daran; und jetzt erst recht, wo ich weiß . . . doch ich kann Ihnen ja eine Abzeichnung davon machen, eine ganz genaue Abzeichnung.“

„Das ist nicht dasselbe,“ meinte sie, „denn so naturgetreu, so mit der Seele gezeichnet, wie dies, wird es doch nicht. Nein, nein, ich bitte Sie flehentlich um dieses Bild. Verlangen Sie dafür von mir, was Sie wollen.“

„Ich soll verlangen, was ich will?“ hub er zögernd an. „Nun, da gäbe es einen Ausweg, und ich lasse Ihnen auf immer und ewig das ganze Buch, wie es ist.“

„Nennen Sie ihn.“

Er antwortete hierauf nicht, sondern sah sie groß und durchdringend an, als müßte sie erraten, was er meinte. Sie hielt das Buch mit beiden Händen fest an die Brust gedrückt, wie wenn es schon ihr eigen sei. Da er aber schwieg, fortgesetzt schwieg und sie nur mit immer heißeren Blicken ansah, begann eine Ahnung in ihr aufzuleben; sie machte sich erschreckt von ihm los und versuchte, sich von ihrem Sitze zu erheben.

„Wie?“ rief er mit unterdrückter Stimme, fürchtend, von dem hinter ihm kriechenden Schulmädchen gehört und verstanden zu werden, „Sie erraten, was ich meine und erschrecken davor?“

„Ja,“ sagte sie bebend, „ich weiß, was Sie wollen; es geht nicht, es geht nicht! Hier nehmen Sie das Buch zurück, wie es ist, und vergessen Sie mich. Ich kann niemals die Ihre werden.“

Sie erhoben sich beide zugleich, sie aufs höchste erregt, er nicht wenig bestürzt. Vor seine Seele traten plötzlich dieselben Ahnungen, die ihn überkommen waren, als er frisch hier in die Gesellschaft getreten war; als er zu seiner Verwunderung wahrgenommen, wie fast die ganze Männerwelt ihr so auffallend auswich. Es mußte hier ein öffentliches Geheimnis geben, es mußte ein Makel an ihr haften, den alle die anderen kannten und nur er nicht! Da aber durchschloß ihn blitzartig der Gedanke: Es war ja klar, sonnenklar; nichts anderes lag vor, als dies einsame Grab an der Kirchhofthür, ein Schimpf, der ihrer Mutter vielleicht wider alles Recht angethan wurde!

„D,“ sagte er innig, dabei seine Hand rasch auf das Buch legend, das sie ihm noch immer entgegenhielt, „wenn es das ist, das soll mich nicht hindern und nicht schrecken.“

„Nein, nein, das ist es nicht, wenigstens nicht allein; es giebt noch etwas, das uns trennt, und je mehr ich es wünschte, desto weniger kann ich es zugeben.“

„Also wünschen Sie es doch! D, wie dank' ich Ihnen dieses Wort! Es ist die Sonne, die den Nebel teilt! Nun sind Sie mein, mag sonst sein, was will; mag kommen, was will. Laß doch die Leute reden! Gehören sie mit zu unserm Glück? Genügt es nicht für unser Glück, daß wir es beide ernstlich wollen?“

Er wollte sie umfassen und an sich ziehen, sie wehrte ihn ab; verwundert sah das Schwesterchen über seine Schiefertafel weg hinüber.

„Nein, nein, ich kann es nicht zugeben; ich darf es nicht.“

„Dann sagen Sie mir die Gründe.“

„Die erlassen Sie mir. Aber ich weiß es genau; wenn ich Ihnen die Gründe nennen würde, Sie würden sofort absteigen.“

„Wenn ich Ihnen nun aber dagegen sage, daß dies ein Irrtum von Ihnen ist, daß es nichts, rein nichts auf der Welt giebt, es sei, was es wolle, das mich hindern könnte, Sie zu meinem eigen zu machen, wenn nur Sie es wollen? Ach, was soll ich Ihnen da noch lange sagen, wie ich Sie liebe? Ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah. Es ist wahr, gewärmt und Verse gemacht hab' ich wohl schon früher einmal; aber jetzt ist das doch alles ganz anders. Verse habe ich auf Sie noch nicht gemacht; gewiß weil mir das alles viel zu ernst ist, und weil ich weiß, daß ich gar nicht weiter zu leben vermag, wenn dieser schöne Traum

nicht zur Wirklichkeit wird. Und haben Sie sich denn nicht verraten, daß ich Ihnen wert bin? Was sollen wir da noch lange Versteckens miteinander spielen? Gewiß, es ist kein blinder Zufall, daß wir einander hier auf der Erde trafen; wir waren von Anfang an füreinander bestimmt. Sollen wir uns dem entgegenstellen? Nein, nein, ergieb dich mir, werde mein Weib, niemals sollst du es bereuen.“

Er hatte mit einer Wärme und einem Feuer gesprochen, daß die Wirkung auf ein nur allzu schwaches, liebendes Mädchenherz nicht ausbleiben konnte. Sie versuchte noch sich zu sträuben und wehrte ihn ab, aber ihr Widerstand war ohne ernstesten Willen und darum auch ohne Erfolg.

„Du wirst es bereuen,“ flüsterte sie lächelnd unter Thränen.

„Nein, nein,“ entgegnete er entschieden, „ich schwöre es dir, niemals.“

„O du guter, treuer Mann, wie dank' ich dir das, wie lieb' ich dich.“

Das Schwesterchen hatte inzwischen ihr Kolt so wie das Zimmer leise verlassen, so daß die Liebenden allein waren und sich ungestört der bejeligendsten aller Stunden hingeben konnten. Tiefe Schatten lagen bereits im Garten vor den Fenstern, als sie sich endlich dem Zauber dieser Stunde entriß. Das Dienstmädchen trat mit Licht in das Zimmer, auch das Schwesterchen fand sich wieder ein, die Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte. —

Sie waren miteinander verlobt — das war wohl genügend klar; es handelte sich jetzt darum, sich mit der übrigen Welt auseinanderzusetzen. Er für seinen Teil dachte flüchtig, aber nicht gerade mit angenehmem Gefühle des Eindrucks, den die Verlobung in seinem Kreise machen würde; unzuverlässig würde man ihn für einen „Streber“ halten, der darauf aus sei, durch diese Verlobung „Carriere“ zu machen, denn daß seine Verlobte an und für sich und abgesehen davon, daß sie die Tochter des Vorgesetzten war, ein begehrenswertes Mädchen sei, schien niemand bis jetzt gesehen zu haben. Seine Stirne wollte sich bei solchen Gedanken in unmutige Falten legen. Ihrem klugen Blicke entging es nicht; sie sah ihn über den Tisch hin fragend an, aber diesem vollen Blick aus so schönen Augen wich jeder andere Gedanke, und es blieb nur der des bejeligenden Glückes, ein so schönes, liebes, gutes und kluges Mädchen — eines, das so ganz zu ihm stimmte, dessen Inneres er klar wie im Spiegel geschaut und das auch mit allem, was ihn bewegte, gänzlich vertraut war, — einen so seltenen Schatz sein eigen nennen zu dürfen.

„Was bin ich glücklich,“ flüsterte er, sich zu ihr niederbeugend.

„O und ich!“ erwiderte sie, ihm innig die Hand drückend.

Er schlug ihr vor, daß er am nächsten Morgen zu schicklicher Zeit bei dem Vater vorsprechen und in förmlicher Weise um ihre Hand anhalten wolle. Davon aber wollte sie nichts wissen.

„Um Gottes willen nicht diese Förmlichkeit,“ sagte sie, „nein, ich werde es dem Vater heute noch oder morgen früh selbst mitteilen; es ist ganz selbstverständlich, daß er nichts dagegen hat; im übrigen bin ich auch durch das, was meine gute Mutter mir hinterlassen hat, einigermaßen selbständig. Aber wie gesagt, ich weiß es, er wird nichts dagegen haben. Sie — oder vielmehr, du mein lieber Schatz, du kommst gegen Abend, ich stelle dich ihm als meinen Bräutigam vor, und wir halten Verlobungsschmaus — ganz unter uns.“

„Ganz wie du willst,“ so stimmte er zu, „und wann und wie machen wir es dann weiter bekannt?“

Etwas verlegen werdend, erwiderte sie hierauf, daß ihr diese öffentliche Ausposaunung ihres Glückes recht peinlich sei. Schrecklich sei es, wenn man sich in allen Zeitungen gedruckt fände und man dann von allen möglichen Leuten, die einem im Grunde genommen gleichgültig, ja vielleicht unangenehm seien, mehr oder weniger steife Gratulationen erhalte.

„Nein,“ so setzte sie hinzu, „wenn es nach mir gehen darf, und wenn du mir gleich im Anfang einen ritterlichen Liebesdienst erweisen willst, dann lassen wir das ganze öffentliche Verloben sein und entdecken uns der Mitwelt erst kurz vor unserer Hochzeit.“

Dies wollte ihm freilich nicht recht einleuchten; er hatte sich gerade immer das so schön gedacht, sein Glück, wenn er es erst errungen, der Welt auch verkünden zu können; darin, so glaubte er, läge ein Hauptwert des Glückes, daß es auch von andern als solches anerkannt, ja daß er womöglich darum beneidet würde! Aber der Wunsch der Geliebten ging ihm über sein eigenes Wünschen; er wollte ihr dies als erstes Opfer zugestehen, und im Grunde genommen war dies Opfer hier in dem besonderen Falle auch nicht zu schwer für ihn, da ihm auf diese Weise das peinliche Gefühl, öffentlich als mit der Tochter seines so einflussreichen Vorgesetzten verlobt erklärt zu werden, noch eine Zeit lang erspart werden sollte, — solange, bis dann nichts mehr zu ändern war und er selbst sich daran gewöhnt hatte.

So fand er sich nach einigem Sträuben nur allzu rasch auch in diesen Vorschlag seines Bräutchens.

„Es ist somit der richtige Romanstreich, den wir miteinander begehen,“ meinte er lachend, „diese heimliche Verlobung.“

„Nun und warum nicht?“ entgegnete sie mit Wärme, „das ist doch so in der Ordnung, denn ist nicht jede wahre Liebe ein Roman?“

Und wie der richtige Roman ging auch alles weiter. Heimlich, möglichst unkenntlich gemacht, schlich er beim Dunkelwerden herbei, und nicht die Hauptpforte des Hauses wählte er zum Eintritt in das Haus der Geliebten, sondern durch ein Hinterpförtchen schlich er ein, um nur ja ungesehen zu bleiben; denn vorn am Hause führte gerade die stark begangene Hauptstraße vorüber, während an

der Rückseite eine schmale, stille Gasse lag, die sich vortreflich zu solch heimlichem Zugang eignete. Um dies alles noch romantischer zu machen, war auch wirkliche Gefahr mit diesem Schleichwege verbunden, denn dicht an dieser Gasse entlang lief einer der zahlreichen breiten und tiefen Flußarme der Stadt, welche diese letztere zu einem wahren deutschen Venedig machten. Hier brannte keine Laterne, den Lurus eines Bürgersteiges kannte man hier nicht; langsam und vorsichtig mußte man hier zwischen Wand und Fluß Schritt für Schritt vorwärts tappen, fortwährend in Gefahr, das gäländerlose Ufer hinab in den Fluß zu stürzen, bis endlich das schmale, vom Wasser fast bespülte Pförtchen erreicht war.

O, gewiß, auch solche gefahrvolle Heimlichkeit hatte ihren Reiz gegenüber der öffentlichen Verlobung, — den gedruckten Verlobungskarten!

Für sein Mütterchen daheim galt natürlich die Heimlichkeit nicht; ihr hatte er vielmehr sehr bald alles haarklein mitgeteilt; er hatte ihr geschrieben, auf wie seltsame Art er sich hier in der Fremde ein Bräutchen errungen, und hatte dem Briefe auch einige Zeilen sowie ein Bild seiner Verlobten beigelegt. Da war er nun nicht wenig überrascht, als die Antwort eintraf und es sich zeigte, daß die Schreiberin die Mutter seiner Verlobten gekannt hatte; „freilich nur vom Sehen,“ wie sie schrieb, „aber der Eindruck, den sie auf mich machte, ist mir, trotzdem lange Jahre darüber hin sind, unvergesslich geblieben. Es war eine unvergleichlich schöne, auffallend stattliche und dabei sehr anmutige Frau, die mit einem Paar großer Augen einen immer gar durchdringend und dabei doch freundlich ansah. Man erzählte sich damals freilich alles mögliche über sie, aber es ist dies ja in so kleinen Orten und bei Fremden immer der Fall. Bei ihr wurde es namentlich immer als etwas Sonderbares hervorgehoben, daß sie jedesmal ohne ihren Mann und nur in Begleitung ihres Töchterchens kam, ganz still für sich drei oder vier Wochen in dem Badeorte lebte und dann wieder verschwand, ohne daß ihr Mann oder sonst jemand sie besucht oder abgeholt hätte. Das sollte nach der Ansicht der Leute alles so sehr verdächtig sein! Des Abends, wenn ihre Kleine schlief, sah man sie auch öfters am Flußufer spazieren gehen, was auch wieder etwas ganz Besonderes sein sollte, während es doch ganz natürlich war, daß sie sich abends noch zu erholen suchte. Es ist recht wohl möglich, daß sie hierbei einsam, wie sie ging, einmal verunglückt ist und daß die Leute im Orte dann ganz etwas anderes daraus gemacht haben.“

„Vielleicht auch,“ so schrieb die Mutter weiter — und es suchte mit diesen Worten das liebende Mutterherz den vorhandenen dunklen Punkt in der so romantischen Liebesgeschichte zu verdecken, — „vielleicht auch ist sie nur deshalb so abseits begraben worden, weil sie eine Andersgläubige war und nach Ansicht der Einheimischen durchaus nicht mit ihnen unter dieselbe Erde gehörte. Aber sei dem, wie ihm

wolle,“ so schloß der Brief der Mutter, „an ihrer Tochter haftet darum ein Makel doch wahrhaftig nicht, und wenn diese letztere wirklich so ist, wie du sie mir schilderst (und ich glaube deinen Worten, ihnen widerspricht das Bild auch nicht, sondern dieses bestätigt nur alles Gute, was du von ihr schreibst), — nun, dann ist sie deiner wert, und meines Segens ist sie und bist du gewiß.“ — —

Daß dieser Brief noch am selben Abend im trauten Hinterzimmer der Geliebten zur Verlesung kam und daß er ein übriges that, um das schon bestehende schöne Verhältnis noch mehr zu verschönern und weiter zu kräftigen, ist selbstverständlich. —

Freilich hatte diese heimliche Verlobung auch ihre Schattenseiten! — Mißlich, ja unangenehm war es schon für ihn, daß er seinem Vorgejeten gegenüber nicht nur dienstlich, sondern auch zu Hause fremd blieb. Aber es schien, als ob derselbe überhaupt jedes innigeren Gefühles unfähig wäre, wie auch schon das Verhältnis zwischen Vater und Tochter merkwürdig kalt und gezwungen war. Sah man hier näher zu, dann mußte man fast ausschließlich dem Vater alle Schuld hieran aufbürden, denn er kümmerte sich um das Wohl und Wehe seiner beiden Töchter fast gar nicht; er fragte nicht einmal nach seinem jüngsten, doch so bedauerwerten Sprößling, den er vielmehr gänzlich der Sorge der älteren Tochter überließ. Er fühlte sich nicht wohl daheim und war in der That auch so gut wie nie daheim; er saß dann aber nicht etwa am bekannten runden Tische, verbrachte auch die Zeit nicht in sonst einem der besseren Wirtschaften, sondern hielt sich in Wirtschaften zweiten oder dritten Ranges auf, wohin sich keiner seiner Fachgenossen verirrt. Selbst am Verlobungsabend hatte er nur gerade noch während des Essens zu Hause ausgehalten, ohne mehr als das Notwendigste zu sprechen; dann war er hastig fortgegangen, als veräurte er draußen etwas. Jedemfalls legte er gar keinen Wert auf die Verlobung; ja er schien, nach dem leisen spöttischen Zug um seine Mundwinkel zu schließen, diese gar nicht ernst zu nehmen. Unser Freund mußte es sich gestehen, daß auch, was diese Beziehungen zum Vater seiner Verlobten betraf, sein Verlöbniß nicht so war, wie er sich wohl früher ein solches gedacht hatte. War es ihm schon mißlich, daß er niemand unter seinen Bekannten und Freunden an seinem Glücke teilnehmen lassen, mit niemand von ihnen darüber sprechen konnte, so berührte es ihn geradezu schmerzlich, mit dem einzigen, der hier im Orte darum wußte, dem Vater seiner Verlobten, in einer Weise verkehren zu müssen, als ob ein so enges Band in Wahrheit gar nicht geknüpft sei. Aber schließlich war dies — so tröstete er sich — doch mehr ein zufälliger und rein äußerlicher Mangel, der das eigentliche Wesen des Verhältnisses zwischen ihnen beiden selbst wenig oder gar nicht berührte. Ja, gerade weil sie allein um ihr Glück wußten und wissen durften, schlossen sie sich desto inniger an-

einander an, gingen sie desto rückhaltloser ineinander auf. Ihr Verhältnis gewann an gehaltvoller Tiefe wieder, was es an äußerem Schimmer entbehren mußte.

Und jemand gab es doch in ihrem Kreise, der von ihrem Glücke mußte, der persönlich daran teilnahm und es verschönern half; das war niemand anderes, als das Stiefschwesterchen, das arme, am Körper zurückgebliebene, im Geist und Gemüt aber desto früher reif gewordene Kind. Mit hellen Augen saß es immer bei ihnen im trauten Hinterzimmer, und wenn die beiden miteinander fröhlich waren, dann brach aus seinen beinahe alten, vergrämten Zügen innige Teilnahme, gleich wie die Sonne durch Wolken bricht. Wenn sie aber heiße Worte der Liebe miteinander flüsternten, dann saß die Kleine wie abwesend da oder verschwand wohl auch auf Augenblicke aus dem Zimmer, sie ihrem Glücke überlassend.

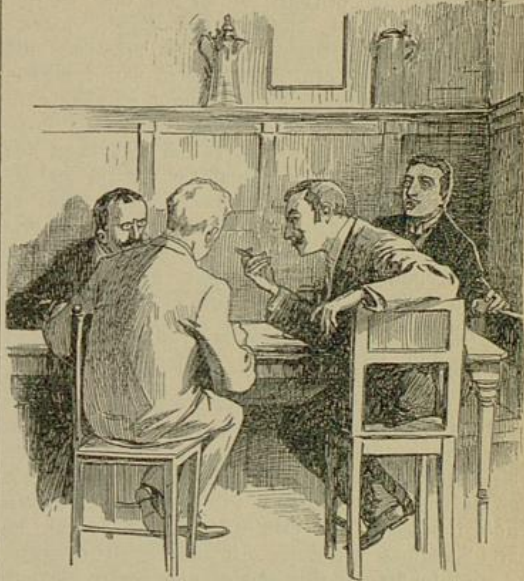
Etwas recht Peinliches hatte es aber für den feinfühlenden jungen Mann, wenn in seiner Gegenwart am runden Tische des Gasthauses oder sonst in Gesellschaft das Gespräch auf den Vorgesetzten oder gar auf dessen Tochter kam. Er konnte dann jeden Augenblick erwarten, daß etwas gesagt würde, was ihn entweder zu einem entschiedenen Widerspruche oder zum sofortigen Weggange nötigen mußte. Aber zum Glücke blieb vorab alles in solchen Grenzen, daß weder das eine noch das andere nötig wurde. Doch die Gefahr sah er stündlich drohend vor Augen, bis er sich schließlich auch hieran gewöhnt hatte und er, als wirklich die Gefahr plötzlich hereinbrach, davon so gänzlich überrascht wurde, daß er ihr ohne allen Widerstand anheim fiel.

Beim gewohnten Frühlshoppen war es, als außer ihm nur zwei oder drei Gäste um den Wirtstisch saßen, daß das Gespräch auf das sonderbare Verhältnis zwischen Vater und Tochter kam. Plötzlich sagte einer, laut dazu lachend: „Übrigens ist der frühere Verlobte von ihr jetzt glücklich eingesperrt.“

Unser Freund glaubte bei diesen Worten im wahren Sinne des Wortes vor Schrecken in den Boden sinken zu müssen; sprachlos saß er da.

„Geschicht ihm recht, dem Lumpen,“ so setzte ein anderer hinzu, und das Gespräch wurde rasch verlassen, als ob jeder einzelne von den Anwesenden fühlte, daß ein sehr heißes Thema angeschlagen worden sei, ein Thema, das man am besten recht bald wieder zu verlassen habe. Unser Freund fand damit glücklicherweise die Zeit, um sich von dem namenlosen Schrecken und von der unglaublichen Verwirrung, die ihn befallen, wieder zu erholen; aber er war, als man sich erhob, um wieder in seinen Dienst zu gehen, wie vernichtet, ohne Blut, ohne Seele, ohne Gedanken. Er wankte und konnte sich auf seinen zitternden Knien kaum aufrecht erhalten. Wie im Traume erlebte er seine Arbeit bis zum Mittag; dann aber war es mit seiner Kraft vorbei, die bis dahin nur noch unbewußt

vorgehalten hatte. Er unterließ es, zu dem sonst gewohnten gemeinsamen Mahle zu gehen, und schleppte sich mühsam, Schritt für Schritt langsam weiter schreitend, nach Hause. Ohne alle Aufregung, ohne jede Wut der Verzweiflung, wie sie vielleicht bei anderen ausgedrochen wäre, aber auch ohne allen



Plötzlich sagte einer, laut dazu lachend: „Übrigens ist der frühere Verlobte von ihr jetzt glücklich eingesperrt.“

Willen, völlig unschlüssig darüber, was er zu thun habe, verbrachte er den Mittag und Nachmittag zu Hause, bald dumpf vor sich hinbrütend auf dem Sofa liegend, bald im Zimmer haltlos auf und ab sich schleppend. Endlich, als die Schatten immer länger wurden und die Zeit nicht mehr fern war, wo er sonst zu ihr — ach, zu ihr! — zu schleichen pflegte, begann er sich zum Ausgange zu rüsten. Mühsam war in ihm der Entschluß zustande gekommen, einen Freund zu besuchen und diesen um Aufklärung anzugehen, und mühsam führte er diesen Entschluß aus.

Die Aufklärung, die ihm wurde, erstikte auch das letzte schüchterne Keimlein Hoffnung, das trotz alledem in seinem Herzen noch gesproßt hatte. Schweigend, ohne ein Wort zu sagen, ohne alle Bewegung hörte er diese Auskunft an; aber jeder Satz grub sich ihm gleich einem tiefen Schnitt in sein Herz und mit jedem Schnitt quoll sein lebendiges Herzblut haltlos hervor.

„Über diese Sache,“ so sagte der Freund aus, „kann ich Ihnen allerdings eine sehr gute Auskunft geben; Sie hätten sich dazu an einen Besseren gar nicht wenden können, denn ich selbst habe eine gewisse Rolle dabei gespielt. Ich kam vor etwa zwei Jahren gerade so wie Sie vollständig fremd hierher, und das erste, was ich that, war, daß ich mich sterblich in die schöne Tochter unseres Chefs ver-

liebte, was bis dahin, wie ich später hörte, jeder von uns gethan hat. Aber zu meinem nicht geringen Ärger — wenn auch natürlich zur Belustigung aller Kollegen — fand ich nicht das geringste Entgegenkommen; ich fing gerade an mich darüber zu trösten — und wie Sie wissen, habe ich mich inzwischen gänzlich getröstet — ich war also, wie gesagt, gerade dabei, die gestrenge Tochter unseres nicht minder gestrengen Chefs zu vergessen, als jener andere, von dem Sie Näheres wissen wollen, hierher veretzt wurde. Diesem, einem offenbar ganz geliebten Patron, war die Lage der Dinge kaum bekannt geworden, so machte er sich auch schon mir gegenüber anheischig, die Unnahbare für sich zu gewinnen. Wiederholt und immer wieder kam er darauf zurück, so daß mich die Sache schließlich verdross. Endlich an einem Abende, wo etwas länger als gewöhnlich zusammengesessen wurde, bot er mir die formelle Wette an, daß er innerhalb sechs Wochen mit ihr verlobt sein würde, widrigenfalls er — nun ich weiß nicht mehr, was er dann zahlen wollte. Ich nahm diese Wette natürlich nicht an, weil ich das Mädchen wirklich bis dahin viel zu hoch schätzte; er aber wurde darauf sehr böse und meinte schließlich, daß er für seinen Teil die Wette dennoch ausführen würde, genau so, als ob sie wirklich abgeschlossen sei. Die anderen lachten natürlich dazu, und was mich betraf, so sah ich dem Ausgange der Sache mit voller Ruhe entgegen.

„Ich konnte mir eben absolut nicht denken — und auch allen andern war es undenkbar — daß er, ein wirklich auffallend häßlicher, beinahe bucktiger Mensch mit fast tierisch grinsendem Gesichtsausdruck, dabei von ganz bedenklichem Rufe (die ganze Schlechtigkeit seiner Seele stand ihm deutlich genug auf dem Gesichte geschrieben!), daß dieser Mensch, sage ich, Erfolg haben sollte! Diese, wie ich betone, nicht gemachte Wette hatte das Resultat: er gewann sie. Noch nicht sechs Wochen später war er verlobt mit ihr, öffentlich verlobt, es stand in allen Zeitungen.“

„Es stand in allen Zeitungen!“ — o, wie schnitt dies Wort unserm jungen Freunde in die schon so wund gewählte Seele ein. Mit ihm hatte sie nicht in der Zeitung stehen wollen. Wie war es doch? Wie hatte sie das doch begründet? Die Ausposaunung ihres Glückes sei ihr peinlich; schrecklich sei es ihr, wenn die Leute kämen und förmlich gratulierten, — ja, so hatte sie gesagt. Aber mit ihm, seinem Vorgänger, da hatte sie in der Zeitung gestanden; um ihn hatte sie Gratulationen entgegengenommen! — O, sie drückte ihm das Herz ab, diese Enthüllung!

„Und weiter, weiter?“ brachte er mühsam heraus. „Die Sache nahm weiterhin den Verlauf, den sie nehmen mußte,“ fuhr der Freund fort, „denn dem Kerl war es, wie sich bald zeigte, von vornherein gar nicht ernst gewesen mit dieser Verlobung; er hatte sich wahrhaftig nur aus reinem Widerspruchsgesicht, rein um uns, um ihr und dem Vater, den er

nicht leiden konnte, einen Streich zu spielen, mit ihr verlobt; durchaus nicht, um eine reiche Partie zu machen, denn sie ist gar nicht, was man reich nennt; ja auch nicht, um Karriere zu machen, hatte er's gethan, denn er wußte ganz genau, daß er sich in seiner Laufbahn gar nicht weiter halten konnte; es hat ja auch nicht lange gedauert, bis sie ihn hier schmählich hinauswarfen. Nein, rein aus innerer Bosheit, aus einem gemeinen Zerstörungstrieb hat er sich mit ihr verlobt und dann die Verlobung einseitig, ohne allen Grund wieder aufgehoben.“

„Ja, dann ist sie aber doch ein unschuldiges Opfer eines gewissenlosen Schurken geworden!“ rief unser Freund empört aus, und dabei wagte sich wahrhaftig das noch immer nicht gänzlich erstickte Kleinlein Hoffnung wieder schüchtern hervor; erst die Erwiderung des Freundes drängte es auf immer zurück, denn diese lautete bestimmt genug: „Ein Opfer, ja; aber nicht ein unschuldiges; denn es ist ganz klar, wie die Sache zusammenhing: Uns Jüngeren kam sie deshalb nicht entgegen, weil sie wußte, daß es noch Jahre dauern würde, bis wir an Heirat denken können. Er aber, der um so viel weiter war als wir, paßte ihr; und kaum hatte er, durch die einseitige, prahlerische Wette angestachelt, seinen Antrag in aller Form bei ihr vorgebracht, da war er auch schon verlobt mit ihr. Auf diesen förmlichen Antrag kam es ihr an, auf die Heirat, nicht auf unsere Verehrung und Liebe. Für sie fängt der Mann erst mit der festen Anstellung als Beamter zu zählen an, wie für andere angeblich der Mensch erst beim Baron. Sie selbst also, lieber Freund, haben als jung Angestellte alle Ursache, sich vor ihr inacht zu nehmen; Sie sind gewarnt und wissen jetzt, wie alles zusammenhängt.“

„Ja, ja, ich weiß es jetzt, wie alles zusammenhängt,“ meinte tonlos unser Freund; er schüttelte dankbar dem andern die Hand und trat dann in den dunkelnden Abend hinaus auf die Straße.

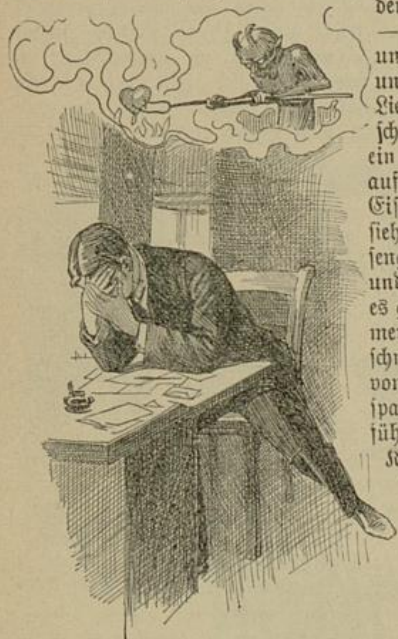
Ach, just jetzt war die Stunde, wo er sonst zu ihr, der ihm heimlich Verlobten, zu schleichen pflegte! Das Wetter war schon so mild, als ob es Frühling werden wollte; im kleinen Garten hinter dem Hause waren die ersten Arbeiten schon gethan, die Wege schon gesäubert und gangbar gemacht; da war er die letzten Tage Hand in Hand mit ihr im feuchten Kies auf und ab gegangen und hatte sich mit ihr gebückt, um einander gegenseitig mit den ersten Kindern des Frühjahres zu überraschen. Ein Gänseblümchen war das erste gewesen, was sie gefunden; sie hatte es unter vorjährigem Laube entdeckt, es gepflückt und ihm dann unter scheimischem Knix dargereicht mit der Frage: „Weißt du, was es sagt?“

„Ich liebe dich, sagt es,“ hatte er darauf geantwortet; sie aber hatte glücklich dies Wort wiederholt und sich innig umfassen lassen. — Fort, fort mit euch Bilibern, ihr seid Trugbilder; laßt mir mein bißchen Verstand, damit ich thun kann, was

zu thun die Achtung vor mir selbst mir gebieterisch vor schreibt —

Festen Schrittes durchmaß er jetzt die wenigen Straßen bis zu seinem Hause, um sich hier an den Schreibtisch zu setzen und seinen Abschiedsbrief zu schreiben.

Ein Abschiedsbrief! Hast du, liebe Leserin, schon je einen solchen selbst geschrieben? Oder hast du ihn gar erhalten? Hoffentlich weder das eine noch das andere. Aber wie soll ich es dir dann schildern, was es ist um solch einen Brief — einen Brief,



den der Haß und — die Verachtung diktieren und den doch die Liebe nieder schreibt! Wird ein Stück Eis auf eine glühende Eisenplatte und sich zu, wie es da sengt und kocht und zischt — ach, es giebt dir immer nur ein schwaches Bild von dem Zwiespalt der Gefühle, von dem Kampfe aller Leidenschaften in dem engen Raume eines armen Menschenherzens, wenn es das Beste dahin-

geben soll, was es jemals sein eigen nannte — eine wahre, heiße Liebe. —

Glaub mir, es schreibt sich solch ein Brief nicht im Fluge nieder; denn alles will gleichen Teil an dem Geschriebenen haben: der Haß, wie die Liebe, Verachtung, Hoffnung und Verzweiflung; und wenn etwa eines hiervon zu kurz gekommen ist, gleich zwingt es dich, das Geschriebene zu vernichten und ein neues Konzept aufzusetzen.

Beim wiederelten war er wohl, unser Freund, der jetzt so gänzlich geschlagene Held dieser Geschichte? Ach, zählt sie ihm nicht erst nach! Ihr seht ja, wie die Zeit veronnen ist und wie der Brief noch immer unvollendet liegt. Ja, lange ist die Zeit vorbei, wo er sonst zu ihr zu schleichen pflegte. Sein Brief sollte diesmal anstatt seiner kommen; aber der wollte und wollte nicht fertig werden. So fand sich schließlich ein Bote aus dem Hause ein mit der Frage: warum er denn heute nicht käme. „Er würde einen Brief senden,“ ließ er zurücksagen. Aber bald war der Bote wieder da: er solle keinen Brief senden, sondern selbst kommen. „Nein,“ so

ließ er erwidern, „er werde dennoch einen Brief senden, und das sogleich.“ Die Aufregung, in welche er durch diese Botschaften erst recht veretzt wurde, trug nichts dazu bei, dies „sogleich“ zu verwirklichen. Noch immer nicht war er mit dem Briefe fertig, als schon wieder der Bote erschien und wiederholt in ihn drang, unbedingt selbst zu kommen, „das Fräulein wisse alles und bäte dringend, auf nur einige Minuten zu kommen.“

„Wie? Sie weiß alles? Nun, dann kann ich mir ja Brief und Gang zugleich ersparen.“ Er schickte den Boten unwillig ohne Bescheid fort. Aber das nützte ihm nichts, denn der Bote erschien noch einmal, diesmal in der Hand einen Zettel mit den wenigen Worten: „Auf Tod und Leben bitte ich, mich sogleich zu besuchen.“ Diesem energischen Wunsch gegenüber entschloß er sich zu dem Gange. Er trat in den Abend hinaus; tiefe Dunkelheit und ein fast undurchdringbarer Nebel lagen in den Straßen. Nur mit Mühe fand er durch die ihm sonst so vertraute schmale Gasse seinen Weg. Beinahe wäre er, indem er sich hier langsam zwischen Wand und Ufer vorwärts tappte — verwirrt und aufgeregt wie er war, — in den seitwärts rauschenden Fluß gestürzt.

„Nun und wenn ich hinabgestürzt wäre?“ sprach er bei sich, „was wäre es weiter gewesen! Es war dann nur ein Leben verloren, das für mich doch keinen Wert mehr hat!“ —

Aber er drang weiter durch den Nebel vor und stand endlich vor dem Pfortchen, durch das sie ihn so oft glückstrahlend eingelassen.

„Zum letztenmale gehst du über diese Schwelle, kommst du in dieses Zimmer“ — dies war der Gedanke, mit dem er das Haus und darauf auch jenes kleine traute Hinterzimmer betrat, den Schauplatz so vieler inniger, unschuldsvoller Herzensfreuden. Zum letztenmale! Ach, wer hätte ahnen können, daß alles so reich und so ganz und gar sich ändern würde! Widerwillig folgte er heute wiederholten Rufes, während er sonst die Zeit nicht erwarten konnte, die ihm erlaubte, diese Stätte zu betreten. —

Sie saß, eine Näharbeit in der Hand, an ihrem altgewohnten Platze im Fensterfise und erhob sich, als er eintrat. Sie reichten einander nicht die Hände wie sonst; wortlos standen sie, nach einer stummen Verbeugung, einander gegenüber, — er noch den Hut in der Hand haltend, den er nicht wie sonst draußen abgelegt hatte.

„Mein Fräulein,“ so begann er endlich stotternd, noch immer stehend. . . Ein schmerzlicher Zug ging bei diesen förmlichen Worten über ihr Gesicht; aber sie sagte sich, lud ihn mit einer Handbewegung zum Sitzen ein und nahm selbst wieder Platz.

„Mein Fräulein,“ wiederholte er dann etwas fester, und um ihre Mundwinkel suchte es wieder wie im Krampf, „Sie haben mich rufen lassen, um das von mir mündlich zu hören, was ich Ihnen eigentlich schriftlich mitteilen wollte.“

„Nein,“ erwiderte sie ruhigen, aber leise erzitternden Tones, „darum nicht. Ich weiß, was Sie mir schreiben wollten, und weiß, was Sie mir jetzt sagen wollen. Bitte, erlassen Sie es mir und lassen Sie dafür mich reden; doch nicht etwa um mich zu verteidigen, nein, ich halte mich bereits für verurteilt und will gegen das Urteil nicht appellieren. Ach, ich hätte es ja im Grunde so leicht! Ich brauchte Sie nur an das zu erinnern, was Sie mir einst so feierlich versprochen. . . .“

„Oho,“ sagte er und wollte sie unterbrechen; aber sie duldete dies nicht und fuhr fort: „Nein, an Ihr Versprechen Sie zu erinnern, das wäre mein letztes. Nur daran will ich Sie nebenbei erinnern, daß ich Ihnen einstens sagte, Sie würden es bereuen. Ist es nicht so?“ —

Er senkte den Kopf und schwieg.

„Nicht wahr,“ fuhr sie fort, „Sie bereuen jetzt doch und wollen den Schritt zurückthun?“

Da aber wehrte er ab. „Nein,“ sagte er entschieden, „nichts will ich zurückthun. Ich halte, wenn Sie darauf bestehen, mein Wort, wie ich es schwor, mag kommen, was da will.“

Sie lächelte leise und schmerzlich, schwieg eine kurze Weile und sagte dann: „Um dies Wort wahr werden zu lassen, dazu gehören ihrer zwei. Ich aber bin nicht mehr von der Partie. Ich will nichts mehr von Ihnen, Sie sind frei.“ Sie hielt eine kurze Weile inne; dann fuhr sie fort, und es klang beinahe ein wenig wie Spott: „Nur will ich, wissen Sie, das, was ich so Schweres that, noch ein wenig beschönigen; ich will versuchen, es weniger schlimm zu machen, als es in Wirklichkeit ist. Gönnen Sie mir dies im Angedenken an so manche schöne Stunde, die nun der Vergangenheit angehört. Ich will Ihnen erzählen, wie es kam, daß ich diese schwere Schuld, die Sie gar nicht verwinden können, auf mich nahm.“

Wieder machte sie eine Pause, während auch er schwieg, um halb verwundert den folgenden Eröffnungen entgegenzusehen. Ach, es fiel ihr so unendlich schwer, über all dies zu sprechen, das sie doch begrabener wähnte! Aber sie faßte sich wieder und anscheinend ruhig fuhr sie fort:

„Es steht einer Tochter freilich schlecht an, gegen ihren Vater aufzutreten, aber hier muß ich es; nicht um ihn zu verdammen, denn auch sein Thun und Lassen hat schließlich Gründe, die außer ihm liegen; nicht umsonst hat er schon an zwei Gräbern gestanden, eines rätselvoller als das andere. Sein Herz ist verhärtet durch manche bittere Erfahrung sowohl im Amt wie in der Familie! Wie gleichgültig er gegen uns ist, — nun, Sie haben es ja selbst gesehen, aber es ist nur allzu oft mehr als dies, er ist hart und grausam gegen uns. Für meine Person wollte ich das schon tragen, und ich habe es auch lange Jahre stillschweigend ertragen. Aber bei meinem Schwesterchen“ — hier zitterte ihre Stimme merklich — „konnte ich es auf die Dauer nicht ertragen. Ihr, dem armen Kinde, hätte die

Liebe des Vaters doppelt wohlgethan; es hat jahrelang mit dem Aufgebot all seiner schwachen Kräfte darum gerungen. Aber vergeblich! Es war geradezu, als ob jede Zärtlichkeit von diesem Kinde ihn erst recht mit Widerwillen und Abscheu erfüllte. Nun ja, das Kind ist freilich unbeholfen in seiner Zärtlichkeit; aber es kann ja nichts dafür, daß es solch ein armer Krüppel ist.“

Thränen wollten hier ihre Stimme ersticken; aber sie unterdrückte die Bewegung und fuhr dann wieder ruhiger fort: „Das war so einige Jahre hindurch gegangen; schließlich gab die Kleine alle Versuche, die Liebe des Vaters zu gewinnen, auf; sie wurde bald ebenso gleichgültig gegen ihn, wie er gegen sie war. Aber weiterhin mußte ich zu meinem entsetzlichen Schrecken sehen, daß da, wo unanerkant die Liebe gewohnt hatte, mit der Zeit der bitterste Haß sich einstellte und immer tiefere Wurzeln schlug. Ja, Gift und Galle entwickelten sich in



— da hat sie ein Messer ergriffen und es gegen ihn geworfen.

dem kleinen verkrüppelten Körper, nachdem Zärtlichkeit und Liebe darin nicht gedeihen sollten. In einem entstellten Körper aber auch noch eine vollkommenere Seele aufwachsen zu lassen, das konnte ich nicht ruhig mit ansehen, und so hat ich den Vater, die Kleine unter fremde Leute zu geben. Er war gleich damit einverstanden; aber die Kleine selbst wollte davon nichts wissen; sie konnte sich von mir nicht trennen. So blieb alles, wie es war; nur mühsam und mit aller Gewalt hielt ich den von Jahr zu Jahr wachsenden unnatürlichen Haß in ihr zurück, bis er doch einmal — o, es war ein entsetzlicher Tag! — bei ihr zum Ausbruch kam. Der Vater hatte ihr bei Tisch ein böses Wort, ein gar nicht mal so arg gemeintes Wort gesagt, und da hat sie — es ist schrecklich zu sagen, es muß Wahnsinn gewesen sein, aber Wahnsinn, bewußterweise großgezogen — da hat sie ein Messer ergriffen und es gegen ihn geworfen,

doch zum Glück ohne ihn schwer zu treffen. Nun war an ein ferneres Zusammensein nicht mehr zu denken; aber was thun? Und da, am gleichen Tage, als ich verzweiflungsvoll in allen Zimmern auf und ab rannte, und nicht ein noch aus wußte, da — wie vom Himmel gesandt erscheint“ — hier stockte ihre Stimme wieder, und nur zögernd spann sich der Faden der Erzählung weiter — „erscheint jemand und bittet um meine Hand. Es war freilich kein Ausbund von Schönheit, aber mein Herz war frei, und an jenem entsetzlichen Tage war es mir völlig gleich, ob ich den nahm oder jenen. Daß er schlechter als andere seinesgleichen sein sollte, hatte ich keinen Grund anzunehmen; aber die Hauptsache war, er ging auf die Bedingung, die ich stellte, sofort ein, die Bedingung nämlich, daß das Schwesterchen mit uns gehen sollte. Andere mögen damals wohl gedacht haben, ich hätte es eilig gehabt, mich zu versorgen, und als sich hinterdrein erst die Schlechtigkeit des Mannes herausstellte, und dann gar das Ganze als ein schurkischer Streich — ja, da haben, die so dachten, mir mein Unglück von Herzen gegönnt. Es hat das aber niemand voraussehen können, niemand auch von denen, die nachher alles geahnt haben wollten. Mir aber war er an jenem Tage erschienen wie im richtigen Augenblick vom Himmel gesandt, nur um dies kleine, arme, halbirre Wesen wieder auf den Weg der Liebe zu bringen, ihm Mutter und Vater zugleich zu ersetzen, und nichts anderes als dies bestimmte mich. Sehen Sie, so hängt das alles zusammen, und wenn Ihnen irgendwo irgendwer anders gesagt hat, so ist das Lug und Trug.“ —

Sie war bei den letzten Worten aufgestanden; ihre Augen, bisher leicht in Thränen schwimmend, waren wieder klar geworden; ihre Wangen, bisher blaß, erglommen in einem milden Rot, — so schön wie niemals bisher stand sie vor ihm! Bewundernd sah er zu ihr auf. Das war nicht mehr ein zaghaftes, schüchternes Mädchen, das so stand und sprach; nein, das war ein hehres, selbstbewußtes, blendendes Weib. Anbetend wollte er zu ihren Füßen sinken, war doch ihr ganzes Thun nunmehr gerechtfertigt! Aber sie machte eine so entschiedene abwehrende Bewegung, stand so hoheitsvoll, so unnahbar vor ihm da, daß er dies nicht wagte, sondern nur die Worte hervorbrachte: „O, hätte ich das gewußt!“

Da aber lachte sie in schneidendem Hohne auf und wiederholte bitter seine kleinlichen Worte: „Ja, hätte ich das gewußt! — Das sagt sich jetzt so leicht, aber gut machen thut das nichts. Sie mußten mich kennen, mich besser kennen als irgend ein anderer. Daß Sie anderen mehr trauten als mir und sogar sich selbst — sehen Sie, das trennt uns für immer und ewig. Wir sind und bleiben geschiedene Leute.“

Mit diesen Worten ging sie festen Schrittes aus dem Zimmer hinaus.

Verstört, fast von Sinnen, sah er ihr nach. Es war ja in den letzten Stunden so unendlich viel auf ihn eingestürmt, zwischen den Höhen und Tiefen menschlichen Empfindens war er in wenigen Stunden so rücksichtslos umhergeschleudert worden, daß er allen Halt verloren hatte. Er wußte nicht mehr, was war? was ist? was da kommen würde? Nur das fühlte er, daß er hier an dieser Stelle alles verloren hatte. So stand er auf, nahm seinen Hut und verließ auch seinerseits das Zimmer.



„Wir sind und bleiben geschiedene Leute!“ Mit diesen Worten ging sie festen Schrittes zum Zimmer hinaus

Als er draußen im Flur war und die Klinke zur Ausgangsthür bereits in den Händen hielt, sah er noch einmal zurück in den Flur. Ach, es war derselbe Raum, in dem sie ihm am Abend immer entgegengekommen war, um ihn zu bewillkommen! Derselbe Raum, in dem sie immer zärtlichen Abschied von ihm genommen. Wie hatte sie ihn da noch immer gewarnt, doch ja recht achtzugeben auf seinem heimlichen Wege, daß ihm kein Unglück geschähe! Und besorgt hatte sie ihm immer in das Dunkel der Gasse nachgesehen, bis er wirklich ungefährdet die lichtere Straße erreicht hatte. Heute rührte sich nichts; ohne Abschied, ohne ein Wort der Teilnahme ging er von hinnen.

Doch ging da nicht eine Thür in den Angeln? Freudig klopfte sein Herz. Sollte sie vielleicht doch noch . . .

Aber nein, statt ihrer erschien das junge Schwesterchen. Langsam kam es auf ihn zugehinkt und sagte mit weinerlicher Stimme, indem es ihm ein sorgfältig eingehülltes Paket überreichte: „Dieses schickt noch die Schwester.“

Er nahm das Paket in die Hand. Er fühlte durch die Umhüllung hindurch, daß es sein Skizzenbuch sei und was er sonst an kleinen Geschenken ihr im Laufe der letzten Wochen gegeben hatte.

„Was soll ich damit?“ fragte er die Kleine, die schon wieder Kehrt gemacht hatte.

„Sollst es zurücknehmen und behalten,“ meinte diese.

Er schüttelte mit dem Kopfe und wollte das Paket zurückgeben, aber die Kleine eilte so rasch, als sie mit ihrem Hinfesfuß konnte, dabei laut weinend, hinweg und verschwand durch die Thür, durch die sie gekommen.

Verwirrt blieb er im Flur stehen.

„Also alles, alles aus,“ so sprach er bei sich. „Unser Vertrag ist gelöst. Hier halte ich das Stück in den Händen, deretwegen er geschlossen war. Aus ist der Traum, auf immer aus! Laßt uns die Lichter löschen und schlafen gehen. Schlafen, schlafen. Ja, wer jetzt schlafen könnte, so recht, recht tief schlafen, um nie wieder zu erwachen.“

Er sah sich nochmals in dem Raume um; nichts bewegte sich, auch aus den Zimmern selbst drang nicht der leiseste Laut; ganz wie ausgestorben lag das Haus, in dem er so manche Stunde fröhlich durchlacht hatte.

Leise, als fürchtete er die Ruhe, die herrschte, zu stören, öffnete er die Thür, schloß sie wieder, und dann ging er Stufe für Stufe die dunkle Treppe hinunter.

„Ja, so ist's,“ sprach er bei sich, indem er langsam weiter tappte, „Stufe für Stufe geht's jetzt hinunter. Oben noch war ich hoch oben auf der Spitze, wo eitel Freude und Seligkeit herrscht, wo treu die Liebe wohnt, und nun geht's hinunter ins Dunkle, Hoffnungslose! Jeder Schritt entfernt mich mehr von meinem Glück. Ach, ginge es doch ins Grab hinein!“

Schritt für Schritt tappte er weiter, Stufe um Stufe stieg er im Dunkeln hinab; jetzt stieß er gegen eine Wand, das Paket entfiel ihm, aber er bückte sich gar nicht einmal danach, sondern tappte weiter im halben Traum, fast ohne Bewußtsein, ohne achtzugeben, wohin er trat, immer tiefer und tiefer hinab . . . da plötzlich . . . ein Sturz und ein gellender Schrei! Ein Geräusch, wie wenn ein schwerer Körper in eine tiefe Wasserflut gesunken! Licht wird es plötzlich ringsum, Thüren werden auf- und zugeschlagen, Leute erscheinen auf der bisher dunklen Treppe. Man sucht hastig; man findet einen Hut, laut jammernd schreit eine Frauenstimme auf; man forscht weiter, kommt an das offen stehende Pfortchen, eilt an die Treppe, die bis zum Wasser führt, und kommt gerade noch zurecht, um einen Körper in der Flut versinken zu sehen. Beherzt stürzt sich einer der Männer hinein, um zu retten, aber da wird keine Hilfe begehrt, sondern abgewehrt. Inzwischen ist ein Kahn losgemacht, man rudert an die Stelle hinan, wo man im Dunkeln der Nacht zwei miteinander ringen sieht; man greift behende zu und zieht beide glücklich in den Kahn hinein. Dann nimmt man den einen, der wie leblos da liegt, auf und trägt ihn in das Haus hinein. Wortlos, die Arme über der Brust verzweiflungsoll gekreuzt, steht sie, um die das alles geschehen ist, in der Thür, als man den Leblosen hereinbringt. Thränenden Auges weist sie die Leute an, ihn hinaufzutragen, hinauf in ihre Wohnung,

in ihr Zimmer. Man entkleidet ihn, man bettet ihn; er lebt, denn leise hebt sich seine Brust; aber Fieberfrost und Herzkrampf stürmen jetzt durch seinen Körper, und ab und zu seufzt er unendlich schmerzvoll auf, als läge er tief, tief unter zentnerschwerer Last begraben. So vergeht die Nacht, eine Nacht der unsagbarsten Unruhe. Ein blaßes, erbarmenswerthes, thränenvolles Frauenbild sitzt die vielen Stunden sorgenvoll an dem Schmerzenslager, bis gegen Morgen, gerade als über den Himmel hinweg die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sich zerstreuen, auch sie sanft einschlummert.

Langsam steigt die Sonne nun am Firmamente auf, die Vögel setzen ihre Stimmen ein zum ersten ihrer Morgenlieder — und da, von diesem süßen Gewitzscher erwachen beide armen, so gequälten Menschenkinder leise, langsam, Schritt für Schritt, zu gleicher Zeit. Verwundert sehen sie einander an. Noch können sie es beide nicht fassen, wo sie sind, was geschehen. Jetzt gehen sie zurück mit ihren Gedanken, um Gegenwart und Vergangenheit miteinander zu verknüpfen. Der gestrige Tag aber, scheint es, steht noch nicht im Buche ihrer Erinnerungen. In alter Liebe schauen sie einander in die Augen, mit alter Zärtlichkeit sinken sie einander in die Arme. Doch da kehrt ihnen immer schärfer das Bewußtsein des jüngst Geschehenen zurück, sie ent-



„Nicht wahr, nun aber nicht mehr heimlich verlobt?“

sinnen sich des Entsetzlichen, das zwischen ihnen vorgefallen; sie seufzt tief auf; ach, er weiß ja alles und hat sie verlassen wollen! Sie sucht sich loszumachen. Aber da kehrt auch bei ihm das Bewußtsein von den Geschehnissen der letzten Stunden deutlich zurück, er sieht sie gleich einer hehren Göttin, zürnend und doch über alle Maßen anbetungswert, vor sich stehen; und je mehr sie strebt sich von ihm zu befreien, desto begehrungsvoller sucht er sie festzuhalten.

„Bleib, bleib, Himmlische,“ flüstert er innig, und taufend Kosenamen entquellen seiner Brust.

Und sie bleibt, bleibt nur zu gern, denn wahre Liebe überwindet sich selbst, trägt und vergiebt alles. Unter Thränen lächelnd aber schüttelt sie ihr schönes Haupt, als er sie wehmütig scherzend fragt: „Nicht wahr, nun aber nicht mehr heimlich verlobt?“



Siegreiche Liebe.

Erzählung aus den Bergen v. Ferd. Gruner.

wischen bewaldeten Höhen, die hier und da ein steiler, schroff abfallender Abhang durchschneidet, liegt langgestreckt zu beiden Ufern des Baches ein Dorf. Die roten Ziegeldächer ragen zwischen den Obstbäumen, welche die Gehöfte umsäumen,

sind deren eine stattliche Menge, denn Kronau ist die größte Pfarrgemeinde weit um im Bezirke.

Wellenförmig wie der Thalboden liegen auch die Häuser, das eine höher, das andere tiefer; nur wenige rücken an die Bergänge heran. Unter ihnen auch die Kirche, die mit dem massiv gebauten, schier trotzig dreinschauenden Turme ein fernhin sichtbares Wahrzeichen von Kronau bildet.

Unter den Bauernhöfen fällt insbesondere einer, der dicht am Bache liegt, durch den trefflichen Zustand, in dem sich alles befindet, angenehm auf. Scheuern und Stallungen sind offenbar vor nicht allzulanger Zeit gebaut worden, denn sie bestehen durchweg aus dichtem Ziegelwerk, nicht wie bei den Nachbarhäusern ringsumher aus gemauerten Giepfelern, deren Verbindungen lediglich Holzbalken bilden.

Nur das Bauernhaus zeigt noch die alte Form mit dem hölzernen Spitzgiebel, der einteiligen Thür und den kleinen Fenstern, auf deren weit hinausgeschobenen Brettchen in zierlichen Töpfen mancherlei Blumen stehen; aber es gewährt trotz seines Alters einen angenehmen Anblick. Der helle Ockeranstrich des Mauerwerkes schiebt in freundlichster Weise von dem tiefen Braun der Holzverschalung ab und der wilde Epheu, der an vielen Stellen an dünnen Stäben emporklettert, spinnt ein grünes Netz um den Bau. Der „Kreuzhof“, so heißt der Hof nach dem roten Kreuz, das auf dem der Straße zugewendeten Giebel auch heute noch aufgemalt ist, als Erinnerung an die schweren Kriegszeiten, da der wüste Schlachten-

lärm auch in dieses weltfremde Thal hereinklang und man in dem Gehöfte ein kleines Lazarett für die Schwerverwundeten eingerichtet hatte. Am Kreuzhofe, der längs des Grünberges sich dahinzieht, liegt aus jenen Tagen so mancher, dem man im Kreuzhofe die Augen zugebrückt hat.

Der alte Besitzer — Anton Malcher war sein Name — ist seitdem gestorben; sein einziger Sohn Joseph hat den Hof übernommen.

Auch er ist alt geworden; schon spinnen sich graue Fäden durch sein übervolles, braunes Haar; aber er will noch immer nicht alt sein und ist es auch nicht. Rüstig schafft er mit den Jüngsten vom frühen Morgen, wenn die Sonne den Dachgiebel grüßt, bis zum späten Abend, wenn längst Knechte und Mägde sich zur Ruhe gelegt. Freilich, wenn er seine beiden Töchter betrachtet, die ihm Frau Anna geschenkt — sie ist längst heimgegangen — das Mirrl und das Annerl, wie sie hoch, schlank und sehnig emporgewachsen sind, die eine achtzehn, die andere zwanzig, da merkt er, daß er alt geworden oder es doch allgemach wird.

Er hat eine helle Freude an diesen Kindern, wenn er das auch nicht im geringsten merken läßt. Und wenn sie beide des Sonntags zur Kirche wandeln, — im bunten schweren Rocke und schwarzen Samtmieder, ein Sträußel an der Brust und eines im Haar, die eine schwarz, die andere blond, aber beide mit vollen Lippen und rosigten Wangen und mit lachenden Augen, den Schalk im Geid — dann fragt er im stillen Vaterstolz, wem er die beiden wohl einst geben werde. . . .

Sie sind beide gut geraten, stink, arbeitsam und lebensfroh. Nie hat er an ihnen einen Kummer erlebt, weder an dem blonden Mirrl, das um ein wenig schwächer und zarter gebaut ist, noch an deren schwarzhaarigen Schwester, die mit ihren dunklen Augen, dem leichten bräunlichen Hauch über den roten Wangen und der Fülle ihrer Gestalt das Gepräge des Südens zeigt.

Die beiden Mädchen waren nun schon seit ein paar Jahren in das heiratsfähige Alter getreten. Mancher nicht eben unschickliche Freier hatte ein Sträußlein blutroter Rosen, mit Seidenbändern umwickelt, den beiden auf das Fensterbrettchen niedergelegt, aber keine dieser Werbungen fand Gehör, und allmorgendlich lagen die verdorrten Blumen im Straßenstaub.

Der alte Bauer schüttelte ein übers andere Mal den Kopf, wenn er die zertretenen Blüten sah, und er blies den Rauch ein paarmal schneller aus der silberbeschlagenen, kurzen Pfeife; dann aber ging es über sein weiterhartes, sonnengebräuntes Angesicht wie ein kurzes Aufleuchten. Wenn sie keinen mochten, dann blieben sie eben bei ihm, und mit ihrem Weggehen wäre ja zu viel Sonne vom Kreuzhof geschieden.

Da ereignete sich etwas*, was ihn aus der behaglichen Ruhe aufscheuchte und seinen Born gar mächtig erregte.